Krieg, Friede und die Zukunft

Autor(en): **Key, Ellen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Frauenbestrebungen**

Band (Jahr): **- (1915)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-326149

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lieben und ihre Heimat so tapfer mit ihrem Blut verteidigten. Kein wüster Waffenlärm sollte sich mehr in den Klang der Weihnachtsglocken mischen und nie würde das „Friede auf Erden“ dann innigern Widerhall im Herzen der Menschen finden, als am Tage des Heils und der Wiedergeburt nach so unendlich schweren Kämpfen! Selig sind die Friedfertigen, denn ihrer ist das Himmelreich! Und aus den Trümmern, Wunden und Thränen erstehe der Segen einer neuen Kultur, eines höhern Menschheitsideals, welches das Erdreich umfasse. Dann wissen wir auch, dass unser Ringen nicht vergebens war. Jenes Ziel fördern zu helfen und in Treue festzuhalten, sei der Dank der Frauen!

Mathilde Ade, Grünwald b. München.

Krieg, Friede und die Zukunft.*)

Von **Ellen Key.**

Diejenigen von euch, die schon im Süden gelebt haben, wissen, dass an Allerheiligen Scharen Menschen auf die Friedhöfe pilgern, um an den Gräbern ihrer geliebten Toten zu beten. Heute gibt es ungezählte Scharen von Trauernden — mehr als seit langer, langer Zeit. Aber diese Trauernden können nicht an Gräbern beten, sie wissen nicht einmal, wo ihre Toten begraben sind, was ihre brechenden Augen zuletzt gesehen. Wir haben gelesen, wie Tote wie dürre Blätter im Herbst verbrannt wurden. Aber das sind nicht dürre Blätter, die abfallen, wenn ihre Zeit gekommen ist, das sind noch grüne Blätter, die von den Bäumen der Völker gefallen. Augenzeugen haben andere ländliche, friedliche Szenen geschildert, die uns — mehr als die Beschreibungen der Schrecken — ein wahres Bild vom Krieg gaben. Sie haben uns von Kugeln erzählt, die dicht fielen wie Körner aus einer Säemaschine — eine Saat des Todes statt des Lebens. Sie sprachen von Schlachtfeldern, die an Getreidefelder erinnerten, über welche die Mähmaschine gegangen — aber die gefallenen Köpfe waren vielleicht die Träger neuer Gedanken, neuer Ideen für die Zukunft. Sie erzählten von Flüssen voller Toten, wie unsere Flüsse im Frühling voller Holz sind, aber während die Wälder ihr Leben gaben, um neue Heimstätten zu bauen, hat der Krieg den Tod in unzählige Heime geschickt.

Ist es erstaunlich, wenn Tausende und Tausende sich fragen: Warum all dies? Gibt es etwas, das dieses unergründlichen Elends wert wäre? Können wir es je vergessen? Der materielle Verlust ist enorm. Doch, wenn nur genug Arme übrig bleiben, das Reich friedlicher Arbeit — das älteste auf Erden — wiederherzustellen, so kann der furchtbare Schaden geheilt werden. Nicht also verhält es sich mit den vernichteten geistigen Werten. Im Vergleich zu den Verlusten ist wenig gewonnen worden mit der Zerstörung des Egoismus, der Einzelne und ganze Klassen einhüllte und sie gegen die Wahrheit blind machte, dass der allgemeine Nutzen dem privaten vorangeht. Enge Bande sind zerrissen worden; Hass trat an die Stelle der Liebe; Fäden, die von Land zu Land geknüpft wurden, sind zerrissen. Noch grösser ist der Verlust für alle, die den Glauben an die Menschheit verloren haben. Wer kann da glauben, dass der Verlust an realen und idealen Werten aufgewogen werde durch die dargebrachten Opfer? Nein, wenn die Glut der Begeisterung vorüber ist, bleibt nichts als Asche. Und am schwersten wird die Verantwortung den Kinderseelen gegenüber sein, die in diesem Kriege verwundet worden sind. Ist es denn seltsam zu fragen, ob der Ruhm eines Volkes notwendigerweise auf Rüstungen und ihrer unabweisbaren Folge, dem Kriege, beruhen müsse?

*) Jus Suffragii 1. Dez. 1914.

Kein Volk hat ein grösseres Recht gehört zu werden, wenn diese Frage beantwortet wird, als das unsere. Vor wenigen Jahren drängten unsere Nationalisten zum Krieg mit unserem Nachbarvolk. Der vereinte Wille von König und Volk verhinderte den Ausbruch des Krieges, und die Zeit hat bewiesen, dass der Hass jener Stunde keine Wurzeln hatte im Herzen des Volkes. Wieder stehen die beiden Nationen Hand in Hand, entschlossen, ihre Neutralität zu verteidigen, überzeugt, dass ein Krieg zwischen den Brudernationen von Skandinavien unmöglich ist. Wo wären wir nun, wenn die Nationalisten damals ihren Willen gehabt hätten? Und müssen die Nationalisten nicht selbst einsehen, wie schlimm es für uns wäre, wenn wir einen Feind zur Linken hätten? Unser hundertjähriger Friede hat unseren nationalen Geist nicht geschwächt, er hat es möglich gemacht, dass unsere geistigen und materiellen Kräfte zur Blüte gebracht wurden, ohne andere des Sonnenlichtes zu berauben.

Damals — wie jetzt — stand der Nationalismus dem Patriotismus gegenüber, und nur durch die Niederlage des Erstern gewannen wir unsere gegenwärtige relative Sicherheit. Und überdies haben wir in den Augen Europas ein nationales Ansehen gewonnen, wie wir es seit den Tagen unserer Machtstellung nicht mehr besessen hatten. Der Hass eines Volkes ist kein bleibendes Gefühl, aber er kann vom Abend bis zum Morgen in Flammen ausbrechen. In ihrem Innersten sind die Völker Pazifisten. Die Regierungen halten sich auch dafür, aber anstatt die Kunst des Regierens zu pflegen — des Einigens und Aufbauens —, brechen sie auf und trennen sie. Keine Regierung ist schuldlos, wenn jetzt das dunkelste Blatt der Weltgeschichte mit dem Herzblut der besten Söhne der Nationen geschrieben wird.

Man sagt, dieser Krieg habe den Traum der Pazifisten für immer zerstört. Eine eigentümliche Art, was heute in der Welt vorgeht, zu interpretieren! Wenn es jemals wahre Propheten gab — mehr als sie selbst es wünschten —, so sind es die Pazifisten, die voraussagten, dass die Rüstungen, mit denen die Nationen seit zehn Jahren mit einander wetteiferten, unausweichlich zum Kriege führen müssten. Die Sozialdemokraten, die diese Politik bekämpften, wurden Verräter genannt — diese Anklage kostete Jaurès das Leben. Die Kriegführenden überbieten einander zu beweisen, dass die Pazifisten und Sozialdemokraten Recht hatten. Angesichts dieses Eifers können wir ruhig bleiben — die Ereignisse sprechen für uns.

Manche weisen darauf hin, dass Pazifisten und Sozialdemokraten Seite an Seite mit den Andern in den verschiedenen Heeren fechten. Aber wie könnte das anders sein? Sollten sie zur Zeit des Unglücks sich unpatriotisch erweisen, sie, die lächerlich gemacht wurden, weil sie — gerade aus feurigem, klar blickendem Patriotismus heraus — zu sagen wagten, dass Kriegsvorbereitungen in Friedenszeiten zum Kriege führen müssen?

Ebensowenig ist es die Aufgabe von uns Pazifisten zu beweisen, dass Internationalismus immer noch eine Realität ist. Man sehe nur die Wirkungen des Krieges auf den materiellen Austausch! Man beachte, wie die Kriegführenden an die internationale öffentliche Meinung zu appellieren suchen. Früher hatten die Völker ein gutes Gewissen, wenn sie behaupteten, dass die Macht eines Volkes auch sein Recht sei. Heutzutage wagt keine Nation, unter dieser Flagge zu kämpfen. Alle wetteifern mit einander zu beweisen, dass sie um höhere Güter als ihre eigene Macht kämpfen — um das Recht und die Freiheit Anderer.

Denen, die glauben, dass Krieg ewig sein wird, und dass das Problem der Zukunft darin besteht, neue Höllenmaschinen zu erfinden, möchten wir die Frage stellen: Habt ihr nicht gesehen, dass ein neuer Geist aus der Abscheulichkeit hervorgeht? Seht ihr nicht den Bogen des Versprechens über der

Sintflut, der eine Zeit ankündigt, an welche die Kurzsichtigen nicht glauben, eine Zeit, da die Völker Seite an Seite stehen werden und sich berühren wie die Farben des Regenbogens? Dann wird so wenig Widerspruch sein zwischen der Liebe zum Heim und der zum Geburtsort, wie zwischen der zum Geburtsort und der zum Lande. Dann wird es keinen Gegensatz geben zwischen Patriotismus und Internationalismus, aber einen grossen Unterschied zwischen der alten Art von Patriotismus und der neuen.

Wenn eine laute Stimme nach der andern ertönte und erklärte, dieser Krieg müsse der letzte sein und auf ihn eine Organisation kommen, die den Frieden sichert, so glaubte man immer, das könne nur durch eine Grossmacht erreicht werden. Vielleicht ist dem so — alles Prophezeien ist jetzt nutzlos. Aber dann kann es nur die Meinung haben, dass das Imperium eine Vorbereitung bildet für die künftige Organisation der Völker, gerade wie die Trusts den Weg zur Sozialdemokratie bereiten.

Nicht nur weil Patriotismus einen höheren moralischen Wert hat als Nationalismus, sondern auch weil er praktisch richtiger ist, glauben wir Pazifisten an den Völkerstaat und protestieren gegen die Herrschaft der Grossmächte, die auf Rüstungen beruht und zum Kriege führt. Man muss blind sein, um zu glauben, dass die Macht der Wenigen aus diesem Kriege gestärkt hervorgehe. Der Wille der Völker wird siegreich sein und wird Mittel finden, jedem Volke seinen Platz an der Sonne zu verschaffen.

Wenn der Krieg als ewiges Schreckgespenst am Horizont der Welt stände, könnte man alle soziale Arbeit zur Hebung und Besserung der Menschheit für immer aufgeben.

Unter den Anzeichen, die Hoffnung für die Zukunft erwecken, ist eines übersehen worden: das Gefühl, dass Krieg barbarisch ist, ein Gefühl, das in endlosen Protesten sich äussert, und die Verabscheuung des Krieges von Seite der Soldaten. Es bedeutet eine gesunde Reaktion der menschlichen Natur, wenn Offiziere wegen der Grausamkeiten, die eine harte Kriegsdisziplin ihnen auferlegte, wahnsinnig wurden. Dieser neue Geisteszustand war im Abscheu der Sozialdemokraten gegen den Krieg ausgedrückt, obgleich es eine Illusion war, wenn sie glaubten, das enthebe sie der Pflicht der Verteidigung.

Ein anderes Zeichen ist die Einsicht des wahrhaft christlich Denkenden, dass es Blasphemie gegen Gott sei, wenn die Kriegführenden seine Hilfe anrufen vor dem Kampfe und ihm danken nach dem Siege. In diesen Kriegszeiten müssen wir uns Christus vorstellen, wie Leonardo da Vinci ihn gemalt hat, die Augen in Scham gesenkt. Abraham Lincoln hat gezeigt, für den wahren Christen sei die Frage nicht, ob Gott auf seiner Seite sei, sondern ob sein Werk auf Gottes Seite sei. Gewiss gab es Kriege, deren Geist auf Gottes Seite war, aber zu glauben, Krieg müsse immer das letzte Mittel im Kampf um grosse Ideen sein, zeigt, dass man sich sehr skeptisch der Macht gegenüber verhält, die durch das Christentum in die Welt kam. Wer das Recht der Gewalt predigt, hat keinen Anteil an der Wiedergeburt des Christentums. Das muss den „Heiden“ überlassen bleiben, die das Werkzeug Gottes sein werden in der Verwirklichung des „Frieden auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen“. Die Theorie, die Macht vor Recht setzt, und die heute von so vielen Gelehrten als eine neue Doktrin gelehrt wird, ist im Grunde sehr alt. Es ist die Lehre von Ahasver im Gegensatz zu Prometheus.

Wir haben von Soldaten gehört, die in der Sterbestunde Mutter, Mutter! riefen. Es ist ein Zeichen der Unsicherheit der Männer heute, dass sie anfangen, die Frauen um Hilfe anzurufen. Es ist vorgeschlagen worden, die Frauen der ganzen Welt sollten sich zu einer Intervention für den Frieden zusammentun. Ich habe kein Vertrauen in eine solche Intervention, nicht mehr als in den Versuch unseres Erzbischofs, die evangelischen Kirchen dafür zu gewinnen, oder in die Pläne der amerikanischen Sozialdemokraten. Ich glaube nicht einmal, dass es besser gewesen wäre, wenn die Frauen das Stimmrecht gehabt hätten. Augenblicklich ist der einzige Lichtblick, dass keine hervorragende Frauen teilgenommen haben an den Orgien des Hasses, denen bedeutende Männer sich überliessen. Auch in den grössten Greueln des Krieges scheinen die Frauen das Gefühl Antigones bewahrt zu haben: „Zu lieben bin ich geboren, nicht zu hassen“.

Reicher als je floss die Teilnahme der Frauen in diesen Tagen namenlosen Elends, und die Frauen haben grosses Organisationstalent bewiesen. Und gerade wie die Frauen durch ihre soziale Hilfstätigkeit von der Notwendigkeit sozialer Reformen überzeugt worden sind, so sollte sie auch die Arbeit für das Rote Kreuz vom Wahnsinn des Krieges überzeugt haben. Oder gibt es eine grössere Verrücktheit, als die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, nur um die Geheilten zurückzuschicken, um wieder verwundet und wieder ins Lazarett gesandt zu werden?

Wenn die Teilnahme der Frauen sich in einem gemeinsamen Willen zu einem bestimmten Zwecke consolidiert, dann ist ihre Zeit gekommen, die Hand ans Steuer zu legen und das Schiff des Staates lenken zu helfen. Dann werden sie mitbestimmen wollen, wofür das Volk sich opfern soll. Dann werden sie als ihr Vorbild die Frau des Mittelalters wählen, die hinausging in der einen Hand den Feuerbrand, in der andern einen Eimer Wasser: den Feuerbrand, um das Paradies in Brand zu stecken, damit die Menschen begriffen, dass sie ein Paradies auf Erden zu gründen hätten, und den Wassereimer, um das Feuer der Hölle zu löschen.

Und was ich jetzt mit schwacher Stimme sage, wird dann mit Donnerstimme verkündet werden und die Welt erschüttern und erwecken: „Wir wollen und werden das Friedensparadies auf Erden schaffen und das Höllenfeuer auslöschen“.

Stockholm, November 1914.

Eine neue Mutter.

Wer wüsste nicht von den intellektuellen Frauen, die jetzt in allen vom Kriege heimgesuchten Ländern Organisationen geschaffen haben, um Jammer und Not zu zähmen, um den Hunger von Millionen zu stillen, um Kranke zu pflegen, und um Gesunden Arbeit zu geben; wer wüsste nicht von ihnen, und wer bewunderte nicht ihre Tatkraft und Intelligenz?

Aber von diesen Frauen will ich hier nicht reden.

Sondern von den Stillen, den Einfachen, den Einsamen. Von denen, die in den Bauernhäusern zurückgeblieben, in den Kossäthenhäusern in den kleinen Städten. Von denen, über die der Krieg die grosse Einsamkeit breitete.

Ich bin jetzt gerade durch das deutsche Land gefahren, von Ost nach West. An beiden Grenzen steht der Krieg mit brennendem Schwert. Wie aber ist es im Lande selbst? Ist denn wirklich Krieg in Deutschland? Der Zug braust durch das Land, der Schnellzug, pünktlich wie sonst. Fein gezirkelt, sauber geschnitten liegen die Felder. Da bestellt die Bäuerin mit dem Ochsen die Wintersaat. Nicht ein Stück Land liegt brach. Ihre grosse, tiefe, starke Mutterliebe weiss: Jedes Stück Brotland braucht man heut. Die Schlote der Fabriken rauchen. Die bunten Gärten der Villen um das Städtchen sind sauber und blank wie immer. Auf dem Milchwagen, der vom Lande kommt, sitzt ein rotwangiges Mädchen und hält die Zügel. Am Wärterhäuschen grüsst stramm eine Frau. Die elektrische Bahn fährt durch die Strecken der kleinen Stadt: Guten Tag, Frau Schaffnerin! Dein Mann ist im Felde!